

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 61 (1990)
Heft: 2

Artikel: Fortbildungstagung für Altersheimleitung und Kaderpersonal vom 15./16. November in Baden : "Wohnkultur und Lebensqualität sind etwas, das wir selber schaffen müssen"
Autor: Schärli, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-809951>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Wohnkultur und Lebensqualität sind etwas, das wir selber schaffen müssen.»

Wände und Mauern beschäftigten Mitte November in Baden während zweier Tage rund 200 TeilnehmerInnen an der VSA-Fortbildungstagung für Altersheimleitung und Kaderpersonal. «Wohnkultur und Lebensqualität im Heim» war als Gesamthema der Badener Tagung vorgegeben. Wohnkultur und Lebensqualität lassen sich nicht einfach so per Katalogbestellung ins Haus holen. Jeder einzelne muss sich in seinem Umfeld, in seinen persönlichen «vier Wänden» darum bemühen. An der Badener Tagung ging es sowohl um die äussere Gestaltung, den baulichen Rahmen mit seinem Bezug zur Umwelt, als auch um die inneren Zusammenhänge. Immer wieder wurde von den Referenten dieser innere Wert in der Thematik aufgegriffen. Nachfolgend die drei Referate von Otto Schärli, Frohmuth Gerheuser und Ludwig Mödl.

Bauen für Wohnen: Mit diesem Themenkreis setzte sich Otto Schärli, dipl. Architekt BSA/SWB, auseinander. Otto Schärli ist Teilhaber des Architekturbüros Gebr. Schärli, Dipl. Architekten ETH, in Luzern. Schärli hat an der ETH Zürich studiert und nahm 1955 seine selbständige Tätigkeit auf. Er befasst sich mit vielseitigen Planungen und Ausführungen. Er gehört zur Arbeitsgruppe Lukasgesellschaft, hält Vorträge über Menschen und Raum, Wohnen und Biologisches Bauen. Zu seinen Aktivitäten gehören Publikationen und ausgedehnte Studienreisen. Schärli ist auch kulturell tätig und amtiert seit der Gründung 1977 als Präsident des Arbeitskreises «Organismus und Technik». Seit 1980 redigiert er die Lose-Blatt-Folge.

Wohnkultur und Lebensqualität im Heim

haben Sie als Titel Ihrer Fortbildungstagung gewählt. Die Wahl dieser Überschrift weist bereits darauf hin, dass Sie *nicht auf Forderungen gegenüber aussen, sondern auf Besinnung hinzielen*. Wohnkultur und Lebensqualität sind etwas, das wir selber schaffen müssen. Als Lebende erzeugen wir uns in jedem Augenblick selber. Spüren Sie Ihre Atmung: Im bewussten Vollzug dieser lebenserhaltenden Funktion werden wir nicht nur unserem Thema, sondern unserem Wesen generell näher kommen. Wir kommen darauf zurück.

Es geht vorerst um das WOHNEN. Dieser Realität wollen wir uns annähern.

Das Wohnen von uns Menschen soll uns beschäftigen. Menschlichkeit, ganzheitlich erfasst, ist nirgends so sehr aufgehoben, wie in der SPRACHE. Im Befragen der Sprache möchte ich dem Philosophen *Martin Heidegger* folgen, der an den Darmstädter Gesprächen Wesentliches ausgesagt hat.

Wir wollten beim Wohnen beginnen, stossen aber gleich zu Anfang auf das *althochdeutsche Wort* «*buan*», welches bedeutet «*wohnen*», das sich aber zu unserem «*bauen*» entwickelt hat. «*Bauen*», das bedeutete also ursprünglich wohnen. Erhalten hat sich diese Bedeutung im Nachbar (Nahgebur); Büren, Beuron kommen von buan, bauen, und bedeuten Wohnstätte. Buan = wohnen sagt uns beim Weiterverfolgen der Wurzel noch etwas über den Inhalt des Wohnen aus: *buan, bhu, beo = bin*. Ich bin, du bist, «*bes doch vernünftig*», sagen wir im Dialekt. *Die Art, wie du bist, wie du als Mensch auf der Erde bist, bedeutet das Wohnen.* «*Mer gönd hei go wohne*», oder «*mer gönd hei go sii*» sind gleichbedeutende Wendungen, die sich in unserer Umgangssprache erhalten haben. Aber nicht nur das Hiersein als wohnen bedeutet das alte Wort buan, sondern *zugleich auch hegen und pflegen*. Der Bauer bebaut seinen Acker, er hegt und pflegt seine Kulturen. Jedoch das andere Bauen, das Errichten von Gebäuden tritt im Laufe der Entwicklung in den Vordergrund; und beide, das Pflegen und das Errichten, verdrängen den ursprünglichen Sinn des «*Seins auf Erden*». Und doch meint dieses Ursprüngliche das Wesentliche: Das Wohnen kommt vor dem Bauen. Versuchen wir also, diesem Wohnen noch näher zu kommen. Doch hier



Otto Schärli: Möge der Bauende als Wohnender bauen und der Wohnende als Bauender wohnen.

(Alle Bilder aus Baden E. Ritter)

möchte ich Heidegger selbst zitieren, der in unnachahmlicher Weise, in Freiheit und Verdichtung seine Sprachauslegung betreibt.

«Das altsächsische ‚wunon‘, ‚wunian‘ bedeutet ebenso wie das alte Wort bauen das Bleiben, das Sich-Aufhalten. Aber das gotische ‚wunian‘ sagt deutlicher, wie dieses Bleiben erfahren wird. Wunian heisst: zufrieden sein, *zum Frieden gebracht*, in ihm bleiben. Das Wort Friede meint das Freie, das frye, und frey bedeutet, *bewahrt vor Schaden und Bedrohung*, bewahrt vor . . . das heisst geschont. Freien bedeutet eigentlich schonen. Das Schonen selbst besteht nicht nur darin, dass wir dem Geschonten nichts antun. Das eigentliche Schonen ist etwas Positives und geschieht

dann, wenn wir etwas zum Voraus in seinem Wesen belassen, und wir etwas eigens in sein Wesen zurückbergen, es entsprechend dem Wort freien: einfrieden. Wohnen, zum Frieden gebracht sein, heisst eingefriedet bleiben in das Freie, das heisst in das Freie, das jegliches in seinem Wesen schont. Der Grundzug des Wohnens ist dieses Schonen. Er durchzieht das Wohnen in seiner ganzen Weite. Es zeigt sich uns, sobald wir daran denken, dass im Wohnen das Menschsein beruht, und zwar im Sinne des Aufenthalts der Sterblichen auf Erde.»

Der Sprachforscher, meine Damen und Herren, hat uns grosse und tiefe Zusammenhänge aufgezeigt. Es steigt uns ins Bewusstsein, wie weit wir uns *von der Realität ursprünglichen Wohnens entfernt haben*. – Sehnen wir uns in seltenen stillen Stunden nicht zu den Wurzeln des Seins zurück?

Halten wir, bevor wir weitere Schritte unternehmen, zusammenfassend fest:

1. Das Wohnen bedeutet die Art, wie wir als Sterbliche auf dieser Erde sind, das heisst Sie und ich, wir wohnen jetzt gerade gemeinsam in diesem Raum eingefriedet; mögen wir das Schonen in seiner ursprünglichen Bedeutung erfahren!
2. Bauen ist gleich wohnen. Die ursprüngliche Einheit von beiden wurde zerstört. Damit das Werk menschlichen Bauens und Wohnens wieder gelingt, möge

der Bauende als Wohnender bauen
und der Wohnende als Bauender wohnen.

Da ist nun offensichtlich der einzelne, jeder von uns, angesprochen. Wie kann der einzelne wohnend Mensch werden? Eine schwierige Frage.

In meiner Not greife ich auf mich selber zurück, ganz handgreiflich, auf meinen Leib. Hier muss ich ganz konkrete Aufschlüsse zum Thema finden, denn durch meinen Leib bin ich in die Raum-Zeitlichkeit eingelassen, der auch das Wohnen angehört.

Unser Leib ist mit zunehmender Rationalisierung des Lebens ausser Diskussion gerückt worden. *Satre* sagt dazu: Der Leib ist das Übergangene, das stillschweigend Geschehene.

Im naiven Bewusstsein nimmt der Leib keinen Raum ein; der Raum beginnt erst jenseits des Leibes, erst ausserhalb der Haut.

Erst gewisse Grenzerfahrungen lassen mir den Leib als räumliches Gebilde zum ausdrücklichen Bewusstsein kommen.

Ein solches Grenzerlebnis kann sich in schwerer Krankheit, aber auch eingekeilt in einer grossen Menschenmasse oder verklemmt in einem zu schmalen Durchgang einstellen. Meist angstvoll wird uns da die räumliche Ausdehnung unseres Körpers bewusst.

Im Alltag leben wir in der Welt der Begriffe und Vorurteile. Wir begegnen auf der Strasse einem Menschen: Ach, Herr Huber, sagen wir uns, und sämtliche Vorurteile und Informationen anderer verdichten sich zu einem Begriff, der Mann ist katalogisiert, wir eilen weiter, unserem Ziel entgegen.

Es ist schon von einer Schallmauer der Begriffe gesprochen worden, hinter der wir stecken und die wir in seltenen Fällen durchstossen. Dieser uns anerzogene einseitige Rationalismus lässt uns alles ausserhalb des registrierenden Verstandes als Objekt erscheinen und bewirkt so die totale Vereinsamung des Menschen.

Mit dieser objekt- und zweckgerichteten Haltung ist ein Gegenpol zu dem umschrieben, was wir als *wohnen* sichtbar zu machen versuchen.

Versuchen wir nun dem zielgerichtet durch die Strassen oder Büroräume eilenden Menschen ein Gegenbild gegenüberzustellen:

Ein nach rhythmischen Klängen tanzendes Paar: Da werden Bewegungen ausgeführt, die uns als unbeteiligte Zuschauer, etwa durch eine Glasscheibe, völlig sinnlos erscheinen und uns zum Lachen zu reizen. Nun begeben wir uns selber auf die Tanzfläche, überlassen uns dem Rhythmus und dem Zusammenspiel mit dem Partner. Dabei versuchen wir, das veränderte Raumerlebnis bewusst werden zu lassen.

Ein Psychologe schildert den Vorgang so: Der Mensch gewinnt im Tanz ein verändertes Verhältnis zum Raum. Beim Gehen bewegen wir uns *durch den Raum*, von einem Ort zum andern, beim Tanzen bewegen wir uns *im Raum*. Das Entscheidende ist, dass sich im Erlebnis des Tanzes die Aufhebung der zwischen Subjekt und Objekt, ich und Welt bestehende Spannung vollzieht. Der Mensch wird wieder eins mit dem Raum. Und darauf beruht die unendliche Beglückung des Tanzes. Der Tanz wird zum tiefen metaphysischen Erlebnis, in dem die Spaltung zwischen dem Menschen und seiner Welt überwunden wird und er es wieder erfährt: Eins zu sein mit allem, was lebt.

Raum ist nicht als Gegenstand vorhanden

Damit, meine Damen und Herren, haben wir uns in den zentralen Bereich hineingetanz, um den es mir heute vor allem geht:

Raum ist nicht als Gegenstand vorhanden, von dem man sich einen Teil erorbern muss;

Raum ist uns in *der Weise* gegeben, wie wir ihn *körperlich-seelisch erleben*.

Auf dem unendlichen Feld des Erlebnisraumes wollen wir einen Pfad einschlagen, der uns auf möglichst kurzem Weg zum Aussagen über das Wohnen führt.

Dabei gehen wir wieder von unserem Leib aus und stellen fest, dass dieser nicht nur Raum einnimmt, sondern darüber hinaus einen gewissen *Bewegungsraum* braucht. Sie haben sich für die Dauer dieses Vortrages in den engen Raum einer festen Bestuhlung freiwillig begeben. Im übrigen beanspruchen Sie einen weit grösseren Lebensraum. Um diesen zu sichern, haben die Menschen schon immer Zäune oder Mauern gebaut und sich damit ihren abgegrenzten *Eigenraum* geschaffen.

Die Legitimität, ja die Notwendigkeit eines solchen Raumbesitzes vergegenwärtigen wir uns zuerst an Erkenntnissen der Verhaltensforschung, am Tier:

Wir wissen, dass Tiere ihr präzise umgrenztes Revier markieren und ihre Bewegungen in selbstgesetzter Beschränkung auf sogenannten «Wechseln» vollziehen. Ein bestimmter Ort im Revier wird zum Heim des Tieres. Darüber sagt *Prof. Portmann*: Das Heim wird zum Ort, an dem durch Sicherheit und Ruhe wesentliche Bestimmungen jedes höheren Tieres maximale Befriedigung finden – einem Ort, der Geborgenheit ermöglicht.

Wir wissen, dass diese tierische Natur auch in uns Menschen noch wirksam ist. Doch wollen wir weiterschreiten und uns dem spezifisch Menschlichen nähern.

Zuerst fassen wir das Bisherige zusammen:

1. Durch seinen *Leib* ist der Mensch eingelassen in die Räumlichkeit der Welt.
2. Durch Setzen von Grenzen schafft sich der Mensch seinen Eigenraum, seine Wohnung.

Die Weise, wie wir einen Eigenraum lebendig besitzen, bezeichnen wir als bewohnen.

3. Der geschaffene Eigenraum wirkt verwandelnd auf den Menschen zurück.
4. Zu Beginn seiner Entwicklung ist der Mensch auf den festen Eigenraum der Geborgenheit angewiesen.
5. Als reife Menschen dürfen wir nicht der Gefahr erliegen, uns im Innenraum abzukapseln. Durch entsprechende Ausbildung der Grenzen soll die Aussenwelt voll in das Leben einbezogen werden können.
6. Im Spannungsfeld zwischen Wohnung und Aussenwelt ist der naive Glauben an die Festigkeit des Hauses zu überwinden. Erst wenn wir uns zu einem umfassenden Vertrauen zum grösseren Raum finden, erreichen wir die Freiheit des menschlichen Wohnens.

Diese Thesen versuchen, Beziehungen des Menschen mit seiner Leiblichkeit, seinem Eigenraum und dem Aussenraum räumlich und im Entwicklungsablauf eines Lebens zu formulieren.

Wir Menschen müssen das Wohnen erst lernen, betont *Martin Heidegger*. Das etwas sprunghafte Aufzeigen der Ziele eines solchen Lernprozesses hat etwas Unbefriedigendes.

Die abstrakten leicht geäusserten Worte sind den inneren seelischen Prozessen, die ein Leben lang dauern, wenig adäquat.

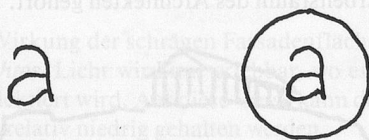
Leib- und Wohnerfahrungen

Lassen Sie mich daher versuchen, ein paar praktische Hinweise auf Leib- und Wohnerfahrungen zu geben:

Meine eigene Erfahrung ist durch den Kontakt mit dem deutschen Handwerker, Pädagogen und Philosophen *Hugo Kükelhaus* wesentlich bereichert worden. In den folgenden Ausführungen stütze ich mich auf seine Äusserungen. Im *Walter-Verlag* ist sein Buch *«Organismus und Technik»* erschienen, das ich Ihnen wärmstens zur Lektüre empfehle.

Unsere Augen sind des Sehens entwöhnt. Goethe bezeichnet es als grösste Schwierigkeit im Leben, sehen zu lernen.

Wir haben früher das Beispiel der Begegnung zweier Menschen auf der Strasse erwähnt und sind dabei auf die Schallmauer der Vorurteile und Begriffe gestossen. Betrachten wir nun unser erstes Bild, und wenden wir uns sehend dem Kraftfeld der Grenzen zu.



Sie sehen zwei Buchstaben «a», den linken ohne Umrandung in der freien Fläche, den rechten eingehegt durch eine Kreislinie.

Welcher von beiden ist grösser?

Sie sind von genau gleicher Grösse.

Wie Sie aber feststellen, erscheint das rechte «a» grösser.

Wir sind geneigt, solche Erscheinungen leichthin wegzuschieben: Optische Täuschung, sagen wir etwa und wenden uns ab. Hier ist eine entscheidende Hürde zu nehmen.

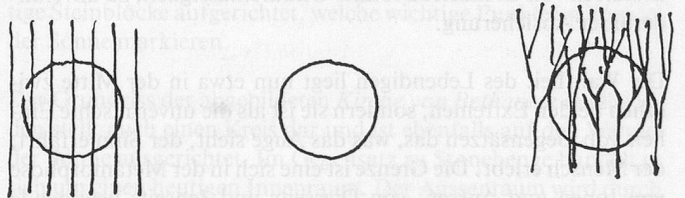
Wir haben erstens das jahrhundertealte Vorurteil in den Knochen, dass subjektive Vorgänge keine seinshafte Bedeutung hätten, dass sie «objektiv» belanglos seien. Zweitens erachten wir

subjektive, im obigen Fall «optische Täuschungen» als in einer Fehlkonstruktion des Apparates «Auge» begründet. Mit diesen beiden Vorurteilen ist die Hürde gekennzeichnet, die es zu nehmen gilt – um «zu sehen, was vor Augen liegt». Es gesellt sich dem aber noch ein drittes Vorurteil hinzu, nämlich: wir fassen ein Organ auf einerseits als eine Art Apparat, andererseits als ein «Teilstück» von uns. In Wahrheit aber ist ein Organ, wie hier das Auge, der Mensch selbst. Im Prozess des Sehens wird der Mensch Auge – (ich bin ganz Auge, ganz Ohr) – wie auch umgekehrt, das Auge Mensch. In dieser Richtung liegen aus dem Bereich der Physiologie und Anthropologie verblüffende Enthüllungen vor. Auch *Romano Guardinis* Büchlein *«Die Sinne und die religiöse Erkenntnis»* bestätigen diese Feststellungen.

Nachdem ich es überwunden habe, die Realität der Erscheinung entweder zu leugnen oder mich des Objektes wie einer toten Sache zu bemächtigen, beginnt die Erscheinung mit mir etwas anzufangen: sie tritt eine «sinnlich-sittliche Wirkung» an, wie es Goethe formuliert.

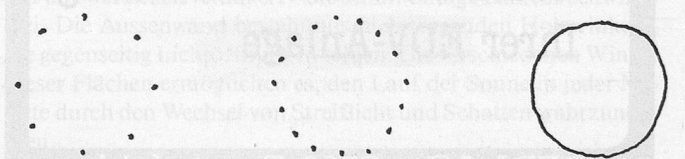
Es ist also zu bedenken: Bei den obigen Beispielen handelt es sich nicht um die Beurteilung eines Gegenstandes, sondern um den erkennenden Vollzug der strukturellen Eigentümlichkeit, genauer noch: der Gestalt eines Erlebnis-Vorganges. Ich sehe das Sehen. Diese, meine eigensten, autonomen Prozesse erlebend mitzutun, darum handelt es sich hier; und von hier leitet sich die Methode her, die uns das Wesen der Grenze im Kraftfeld des Wohnens nicht nur einsichtig, sondern vielmehr leiblich erfahrbar machen soll.

Das Auge belehrt mich, das heisst, durch das Auge belehre ich mich über Wesen und Wirkung dessen, was der Begriff «Grenze» beinhaltet: *Die Grenze gibt Entfaltungsfreiheit. Sie steigert.* Sie gibt den Möglichkeiten die Bedingung, sich zu verwirklichen.



Ein weiteres Beispiel, das uns vielfältige Erinnerungen leicht gegenwärtig macht: Wir sehen die Sonne blutrot und riesig untergehen hinter den Stämmen und dem Geäst eines Streifens Kiefernwald. Wir sind überwältigt von dem glühenden Rot und der unerhörten grossen Scheibe. Kurz darauf haben wir im Vorbeigehen den Waldstreifen hinter uns gelassen, die Sonne steht nun nackt über dem Horizont – und ist längst nicht mehr so riesig und längst nicht mehr so rot.

Diese Zeichnung, bei der die Kreisscheibe von einem Bündel gradliniger und gleichlaufender Balken überdeckt wird, bringt zur Erscheinung, dass der Kreis zwar grösser als in der Mitte, aber nicht so gross und bedeutend wie rechts erscheint, wo kraftvoll drängende Linien dem Blick einen Sperrvorhang entgegenhalten. Womit besagt und erfahren ist, dass eine bedeutungsreiche Blickhemmung mehr steigert als eine bedeutungsleere Hemmung steigert.



Das nächste Bild zeigt acht und sechzehn Punkte in kreisförmiger Anordnung.

Das Auge verbindet dieses Punkt-Diskontinuum zu einem Kreis-Kontinuum, wobei die «Brücken» zwischen den Punkten als leuchtende Fäden erscheinen und um die Punkte herum sich ein feiner Leuchtgürtel lagert. Der Sehprozess ist hier – in der Umwandlung seiner Unstetigkeit in eine Stetigkeit – voll angespannt, wodurch bewirkt wird, dass der Punkt-Kreis ungleich intensiver als Kreis erfahren wird, als wenn ich auf eine stetig gezogene Zirkellinie blicke.

Bei diesem Vorhang nun gelangt eine weitere Wesenseigenschaft dessen, was Grenze ist, zur Erfahrung. *Grenze, durch die ein aktuell Lebendiges sich verwirklicht, ist durchlässig, atmend, osmotisch.* Grenze ist Zellwand, ist Haut. Das Äussere (die Umwelt) wird nach innen geholt; das Innere begibt sich nach aussen. Und im Austausch von Innen und Aussen geschieht Verwandlung und Steigerung beider Bereiche – geschieht Metamorphose. Bedingung ist, dass die Grenze das ist, was das Wort Wand sagt, wenn wir es, die Sprache als Informationsquelle nutzend, gehörig abklopfen: Das Wort hängt zusammen mit Wenden – wie bei Gewand, wie bei Wandlung, mit Windung, mit Gewundenheit. Mit Wandern.

Das alles bestätigt, was das Auge sieht: Die Grenzfläche des Lebendigen ist nicht starr; sie ist atmend, pulsierend, fluktuierend, in Wandlung begriffen, nicht fixierbar. Sie ist ein Geschehen, ist Geschichte.

Wir haben hier das Kriterium gegenüber einer beinahe hemungslos fortstürzenden Zeiterscheinung: einmal Grenzflächen zu sterilisieren oder zu negieren. Im Materialfeld der Architektur: Glas im Exzess oder, sobald es technisch möglich ist: Luftvorhänge mit regulierter Temperatur.

Die andere Möglichkeit charakterisierten wir im vorigen Teil: Das Erstarren von Grenzen zu totaler Undurchlässigkeit, zu unveränderbarer Absicherung.

Die Wahrheit des Lebendigen liegt nun etwa in der Mitte zwischen beiden Extremen, sondern sie ist als die unvermischte Einheit von Gegensätzen das, was das Auge sieht, der Sinn erfährt, der Mensch erlebt: Die Grenze ist eine sich in der Metamorphose von Innen und Aussen, von Diesseits und Jenseits bewegende Membrane.

Wir haben es in der Architektur mit der Dimension des Erlebens zu tun. Auf das menschliche Erleben sind alle Sachfunktionen abzustimmen. Erweckung und formende Steigerung von Leben-

sprozessen ist das Kriterium. Aus diesem Grunde ist die Erweckung eines Grenzbewusstseins im Felde der körperformenden Architektur nicht mittels abschliessender Begriffsdefinitionen zu erreichen, die dann gewissermassen als Rezepte propagiert werden können. Die Erweckung eines Grenzbewusstseins ist nur möglich durch öffnende Erlebensakte, deren sich ein jeder in seinem Kämmerlein befleissigen möge. Auf diese Weise erbilde sich, worauf es ankommt, nämlich: nicht abschliessende Grenzrezepte, sondern schaffendwahrnehmende Grenz-Organen. Neue Augen, neue Ohren, neue Hände. Organe, die uns Grenze und Gliederung wahrnehmen und erzeugen lassen.

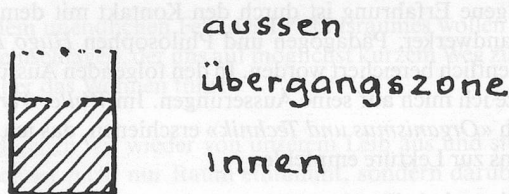
Entdeckt wird, dass der Raum von der Wand (von der Qualität der Grenzfläche) her bestimmt wird. Und zwar der Raum in vielerlei Hinsichten. Die Wand erst bringt die Möglichkeiten des umschlossenen Raumes zur Erscheinung und Wirkung. Die Wand erst verleiht dem Raum Wirklichkeit.

Die intensive und verwandelnde Betrachtung von geometrischen Figuren hat uns zu einem neuen Ergebnis von Grenze geführt. Kükkelhaus schreibt zu diesem Thema in einem Brief:

Die Frage: Wie wirkt die gebaute Welt auf den Bauenden und Wohnenden zurück, reduziert sich auf die Frage nach der Reflexion einer auf Grenzen gerichteten Einwirkung. *Die Qualität der Grenze ist der entscheidende Rückwirk-Faktor.* Und da gilt ein einziges Prinzip:

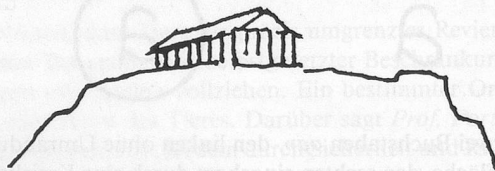
- Grenzen sind Körper
- Grenzen sind dreidimensionale Prozesse.

Wenden wir uns der konkreten Architektur zu, mit sensibilisierten Sinnesorganen, um diese Erkenntnisse zu überprüfen.



Der Grundriss des Megaron, des Mittelmeer-Urhauses, zeigt in einfacher Form sämtliche wesentlichen Elemente menschgerechter Behausung.

Innenraum, Aussenraum, reiche, dreidimensionale Ausbildung der Übergangszone. Ein eindrücklicher Grundriss, den man als Schmuck auf dem Leib tragen möchte, und der als Meditationsbild in den Arbeitsraum des Architekten gehört.



Diesem Menschsein den erhabensten und doch schlichsten Ausdruck verliehen zu haben, war das Verdienst der Griechen. Der griechische Tempel mit der kleinen Zella findet seine ganze Grösse in der Ausbildung der Übergangszone Innen (Heiligtum, Zella) – Aussen.

Was diese Bauten in reiner Form darstellen, lässt sich aber auch an heutigen Bauten aufzeigen und vor allem selber bauend verwirklichen.

Betrachten wir zuerst einen Heimbau. Es handelt sich um die *Sonderschule für Körperbehinderte auf Rodtegg in Luzern.*

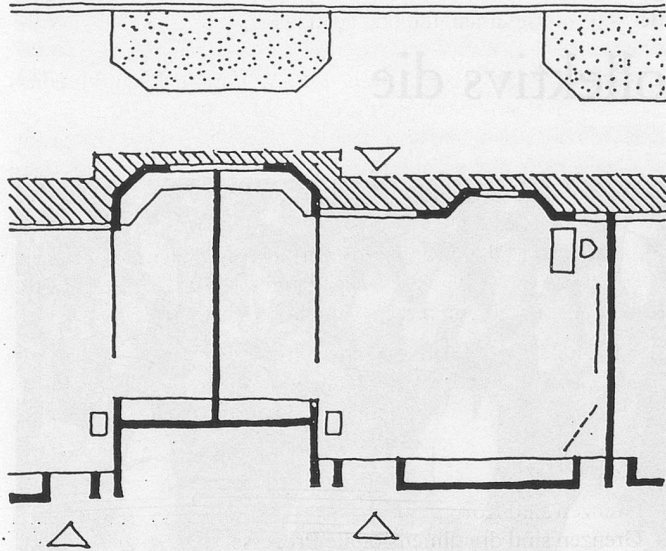
REDI AG

*Treuhandbüro
für Heime, Kliniken und Kurhäuser*

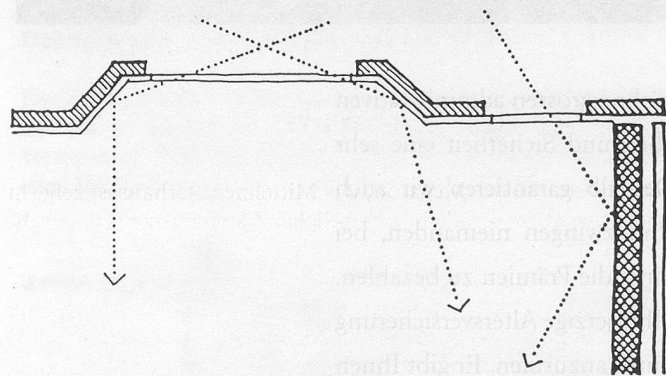
**Wir helfen Ihnen bei der
Evaluation und Einführung
Ihrer EDV-Anlage**

**REDI AG 8500 Frauenfeld
Telefon 054 21 09 21**

Klassenzimmer mit Gruppenraum; vorgelagert auf dem terrassenförmig nach Süden gestaffelten Bau die Aussenflächen für den Unterricht im Freien. Partie des Erdgeschosses mit Räumen verschiedener Nutzung. Auch hier sind dieselben vorfabrizierten, in der Form einem auseinandergezogenen Z (das heisst mit stumpfen Winkeln) gleichenden Elemente zur Ausbildung der Fassade verwendet worden. Damit konnte auch die Wirtschaftlichkeit gewährleistet werden.



Durch die Auffaltung der Fassade entstehen innen und aussen Raumnischen, welche die Atmosphäre entscheidend beeinflussen und verschiedene Nutzungen erlauben.

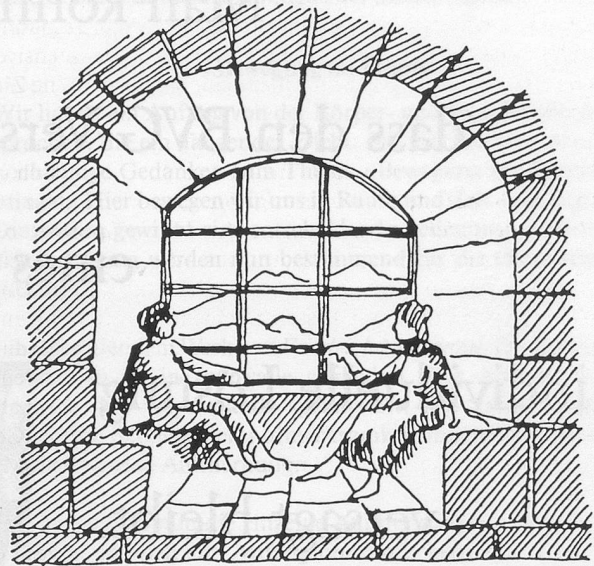


Eine wichtige Wirkung der schrägen Fassadenflächen ist die *Reflexion des Lichtes*. Licht wird nur erlebbar, wo es auf Materie auftritt und reflektiert wird. Auf diese Weise kann der Fensteranteil der Fassade relativ niedrig gehalten werden.

Sobald das Fenster in seiner räumlichen Tiefe ausgebildet ist, gewinnt es Leibung, wird körperlich und nimmt mit diesem Körper Beziehung zum wandernden Licht auf. Wir erleben in der Leibung die Tageszeiten – sich in dieses Geschehen hineinzubegeben, war wohl das Ziel der Baumeister, die tiefe Fensterleibungen mit Sitzbänken ausstatteten. Eine Begegnungsstätte für zwei Menschen entstand, wie sie in ihrer Prozesshaftigkeit kaum intensiver gedacht werden kann.

Der *Eingang* ist die wichtigste Ausbildung der Fassadenöffnungen. Was haben sich Baumeister aller Zeiten nicht schon einfallen lassen, um Eingänge gut sichtbar, attraktiv, verlockend, staunenerregend zu gestalten: Eingänge gotischer Kathedralen mit ihren trichterförmig gestuften Reihen von Heiligen, barocke Portale

mit geschweiften Oblichtern über der abgerundeten Türe, die den Eintretenden wie mit Augen betrachten ...

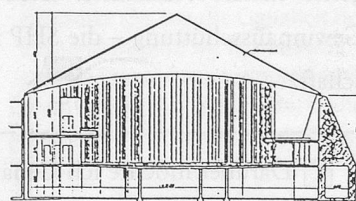


Es gehört ein Willensentscheid dazu, einzutreten oder draussen zu bleiben. Je nach der Offenheit und Gastlichkeit eines Hauses wird das Portal diesen Entscheid erleichtern oder erschweren. Hier kommt die räumliche Tiefe der Übergangszone besonders ins Spiel. Der Besucher wird schon durch den Bau erfasst, bevor er die Türe fassen kann – durch vorgezogene Bauteile, Vordächer, Bodengestaltungen (Beispiel Bethanien).

Der Mensch wird zum Menschen durch seine Beziehung zum Kosmos. In Stonehenge sind auf kreisförmigem Grundriss mächtige Steinblöcke aufgerichtet, welche wichtige Punkte im Wandel der Sonne markieren.

Der Grundriss der abgebildeten *Kirche von Bethanien* in Obwalden stellt auch einen Kreis dar und ist ebenfalls auf den Wandel der Sonne ausgerichtet. Im Gegensatz zu Stonehenge handelt es sich um einen heutigen Innenraum. Der Aussenraum wird durch die Dachform und den durchlässigen Raumabschluss einbezogen. Das Dach ist eine doppelt gekrümmte Schale aus Holz. Hyperbelen und Parabeln bilden die Schnittlinien.

Der Aussenraum wird einbezogen und wieder entlassen – ein Atmen findet statt.



Die Vision des gekrümmten kosmischen Raumes findet einen schwachen irdischen Abglanz. Die quadratische Dachschele ist nur an zwei Ecken verankert – die dünnwandige Lamelle schwingt frei. Die Aussenwand besteht aus nichttragenden Holzwinkeln, die gegenseitig Lichtöffnungen bilden. Die verschiedenen Winkel dieser Flächen ermöglichen es, den Lauf der Sonne in jeder Minute durch den Wechsel von Streiflicht und Schatten wahrzunehmen.

Kultstätten waren stets Orte der Wahrnehmung von kosmischen Kräften. Die Grundformen Kreis und Quadrat des Baus versu-

Man könnte meinen, dass den BVG-Versicherten eines Kollektivs die individuelle Lösung versagt bleibt.



Nicht so bei der
SHP Pensionskasse.

Sie ermöglicht jedem Mitarbeiter einen individuellen Vorsorgeplan. Und zwar ohne grossen administrativen Aufwand. Weil wir finden, dass Leben und Sicherheit eine sehr persönliche Angelegenheit sind. Deshalb garantieren wir auch Freizügigkeit bei Stellenwechsel. Und zwingen niemanden, bei Beschäftigungsunterbruch jeden Monat die Prämien zu bezahlen. Sie sehen, es lohnt sich, einmal über Ihre jetzige Altersversicherung nachzudenken und unseren Peter Stürm anzurufen. Er gibt Ihnen gerne nähere Auskünfte. Zum Beispiel über die zusätzliche Gewinnausschüttung – die SHP ist nämlich auch eine Genossenschaft.

☐ Darüber möchte ich Genaueres wissen. Bitte, senden Sie mir kostenlos und unverbindlich Ihre Broschüre.

☐ Ich möchte einen Termin mit Peter Stürm vereinbaren.

Rufen Sie mich an unter Telefon: _____

Name/Vorname: _____

Firma: _____

Strasse/Nr.: _____

PLZ/Ort: _____

Bitte senden an: SHP Pensionskasse für Spital-, Heim- und Pflegepersonal,
Gladbachstrasse 117, 8044 Zürich, Telefon 01/252 53 00

SHS



Leben, wie es Ihnen passt.
Aber sicher.

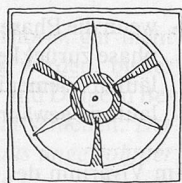
chen auf diesen Anspruch zu antworten. In diesem Zeichen finden sich auch die Schwestern und die Gäste zur Gemeinschaft zusammen. Das Leben dieser Schwestern hat einen Mittelpunkt gefunden. Im täglichen Gebet versammeln sie sich an diesem Ort. Ihre Hingabe in der Gemeinschaft strahlt aus. Viele hilfeschuchende Menschen finden an diesem Ort Stärkung und neuen Lebensinn.

Die Kapelle Bethanien der Dominikanerinnen steht ganz in der Nähe des Ranft, dem Ort, wo der hl. Nikolaus von Flüe seine Einsiedlerzeit verbrachte. Schon früh ist mir aufgegangen, dass sein Meditationsbild eine der tiefgründigsten Deutungen des menschlichen Wesens darstellt.

Das Bild zeigt zwei Kreise und zwei Gruppen von je drei Strahlen, die von innen nach aussen, beziehungsweise von aussen nach innen führen.

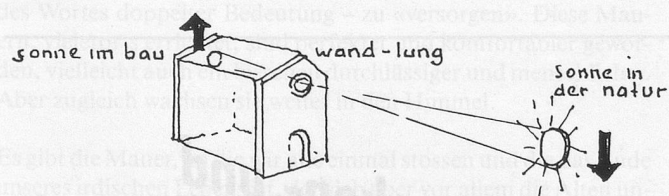
3 Grundkräfte

ERINNERN	kollekt. und pers. Unbewusstes
VERSTAND	Wort der Erkenntnis
WILLE	Streben nach dem Göttlichen
KREIS	als Symbol des göttlichen Ganzen
MENSCH	als nach göttlichem Ebenbild geschaffener – in seinem Wesen auf die Sinne angewiesen
Das SELBST	im Zentrum – das Göttliche im Menschen



Das menschliche Wesen wird als pulsierendes Leben bezogen auf die Mitte und den umgebenden Kosmos gesehen. An diesen Grundzug unseres Wesens werden wir mit jedem Atemzug erinnert. Dieses Atmen ist nur möglich bei einer durchlässigen Wand. Hier verweist uns die Architektur auf unsere Leiblichkeit. Sie kann uns einstimmen auf ein Loslassen, auf Offenheit und Durchlässigkeit – ganz im Sinne von *Jean Gebser*.

Der Zeitaspekt der Architektur manifestiert sich vornehmlich an der Wand. Wand kommt, wie wir gehört haben, von wandeln, verwandeln. Was dies bedeutet, lässt sich an einem eindrücklichen Beispiel zeigen.



Ich bin vor Jahren mit Hugo Kükelhaus in die Provence gereist. An einem Abend kamen wir zur romanischen Kapelle *Saint Gabriel* vor *Arles*. Wir traten in den hohen, schlichten Bau ein. Ich betrachte die Raumproportionen, schreite Masse ab, skizziere, erprobe die Akustik. Nach einer halben Stunde wollen wir gehen. Hugo Kükelhaus hält mich am Portal zurück. Sein Blick ist auf die Chorwand gerichtet. Was sieht er wohl? Auf der Chorwand über dem Apsisbogen sehe ich jetzt den hellen Schein der Sonne, die durch die Rosette über dem Eingangsportal scheint. Kükelhaus schaut immer noch unverwandt hin. Was sieht er wohl Ungewöhnliches? Nach einiger Zeit gehen mir plötzlich die Augen auf: Die Sonnenscheibe auf der Chorwand steigt! Während draussen im Westen die Sonne untergeht, geht sie hier auf der Ostwand dieser gebauten Kirche auf. Durch dieses reichverzierte Rundfenster geschieht die Wandlung.

Dieser Bau soll uns Vorbild sein. Er ist kosmisch orientiert (Ost-West), nimmt einen Naturvorgang auf und stellt ihn in verwan-

delter Form im Innern dar. Natur wird Kultur. Der Bau ist auch Bild des Menschen – die Beziehung von Innen und Aussen wird erlebbar. Die Wände mit ihren Fenstern und Türen entsprechen unserer Haut mit den Öffnungen der Sinnesorgane.

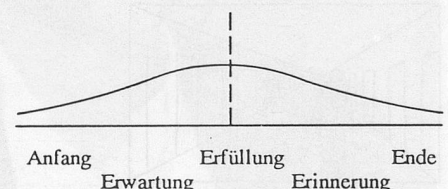
«Bewegung im Raum»

Wir haben am Anfang von der Körper- und Raumerfahrung gesprochen, die ein Tanzender erlebt. Ich möchte zum Abschluss noch einige Gedanken zum Thema «Bewegung im Raum» vorbringen. Hier bewegen wir uns in Raum und Zeit – die Zeit als 4. Dimension gewinnt eine entscheidende Bedeutung. Gesetze der Zeitgestaltung werden nun bestimmend für die Gestaltung des Raumes.

Ich folge hier dem Werk von *Friedrich Neumann*: Die Zeitgestalt. Zeiterleben ist in Intervalle gegliedert. Die Aufmerksamkeit wechselt ihre Gegenstände sprunghaft. Ein Zeitintervall, das durch eine Setzung der Aufmerksamkeit innere Einheit erhält, nennen wir eine Aufmerkung.

Wir betrachten nun die einzelne Aufmerkung als eine von Zeitpunkten, nämlich von Anfang und Ende begrenzte Zeitstrecke. Hier finden wir, dass das Ende der Aufmerksamkeit immer passiv ist. Verfolgen wir nun eine Grundform des zeitlichen Erlebens, um dann die Anwendung auf unser Raumleben vorzunehmen.

Das rhythmische Paar
A - B - (S)



Ein ungestörtes Ganzes von zwei gleich langen Aufmerkungen, das durch zwei Ereignisse A und B und eine potentielle Schranke (S) bestimmt wird, nennen wir ein rhythmisches Paar.

Die Zeitgestalt ist ein Qualitatives, Seelisches. Wenn wir diese einfachste Form des Paares nach dem Inhalt befragen, ergibt sich folgendes:

Auf dem Weg von A zu B ist das Zeitbewusstsein überwiegend in die Zukunft, auf das B hin gerichtet. Diesen Zustand bezeichnen wir als Erwartung. Von B bis (S) aber ist die Einstellung umgekehrt: Das Bewusstsein blickt auf die vergangene Strecke A-B zurück und vermeidet jeden Gedanken an die künftige potentielle Schranke (S), um die Ganzheit des Paares nicht zu stören. Diesen Zustand nennen wir Erinnerung. Erwartung und Erinnerung bilden ein Ganzes von komplementären Qualitäten, deren Ordnung nicht umgekehrt werden darf, ohne die Ganzheit zu zerstören. Es liegt in der Natur der Erwartung, dass sie sich mit zunehmender Dauer steigert, in der Natur der Erinnerung, dass sie verklingt.

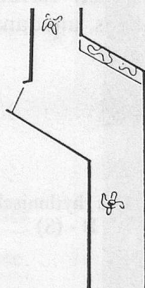
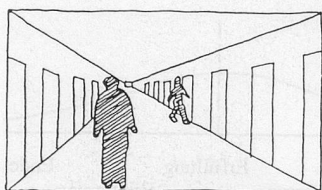
In bezug auf Erwartung und Erinnerung erhalten ferner die das rhythmische Paar begrenzenden und gliedernden Zeitpunkte bestimmte Bedeutungen. Der Beginn der ersten Aufmerkung wird zum Anfang, auf diesen folgt die sich steigernde Erwartung als Gehalt der ersten Aufmerkung; die Erwartung wird mit aller Macht ausgehalten, ja übergehalten, bis ihr Ziel, die Erfüllung, eintritt und diese leitet ihrerseits als Ganzes zwischen den beiden Aufmerkungen über zu Erinnerung. Die Erinnerung aber bröckelt gleichsam ab, bevor sie ihr Ende in der Gestalt der potentiellen Schranke erreicht. Wir wollen diese Beschreibung des seelischen Prozesses im zeitlichen Ablauf in einem Beispiel der Architektur anwenden und daraus unsere Schlüsse zu ziehen versu-

chen. Vorher seien die Bestimmungen der Zeit noch kurz zusammengefasst:

Alle Aussagen über die Zeit als Qualität beruhen auf der Fähigkeit zum Zeitvergleich. Auf diese Fähigkeit wird die zeitliche Masslehre der Metrik aufgebaut. Die zeitlichen Qualitäten von Eröffnung, Erwartung, Erfüllung und Erinnerung sind uns im zeitlichen Ganzen des rhythmischen Paares gegeben. Ein zeitliches Ganzes nennen wir Zeitgestalt, und so knüpft sich an die zeitlichen Qualitäten die Lehre von der Zeitgestalt oder Rhythmik.

Nun zu unserer Anwendung in der Architektur: Nehmen wir einen Korridor, der zum Beispiel im Schulhausbau eine wichtige Rolle spielt und der für Bewegung der Benützer geschaffen wird.

Ein langer, schmaler, gerader Korridor, dessen Ende sich auf die Grösse einer Zündholzschachtel verengt: der Weg endet in ungangbarer Enge – der Anblick erzeugt Enge. Enge ist Ausdruck von Angst, die dem Zwangscharakter der Situation entspricht. Das Ziel ist bekannt, der Weg überblickbar, die Länge des Weges entmutigend. Der Anreiz der Überraschung fällt weg, Erwartung wird nicht erzeugt, oder dann muss sie so lange vorgehalten werden, dass die Spannung abbricht. Der Zeitgestalt wird nicht entsprochen.



Versetzen des Korridors durch seitliche Ausweitungen, Führung des Fussgängers auf ein Objekt zu, sei dies eine von der Seite her beleuchtete Wand mit einer Pflanze, einem Bild oder sonst einem Gegenstand davor oder eine beleuchtete Vitrine.

Die Aufmerksamkeit des Gängers ist durch das unmittelbare Ziel in Anspruch genommen – eine Motivation zum Gehen ist gegeben. Darüber hinaus entsteht durch den ungewissen Verlauf des verdeckten Korridorteils eine leichte Spannung der Erwartung. Die Aufmerksamkeit wird erhöht und für eine spontane Begegnung ist das Klima vorbereitet.

Die Zeitgestalt erfüllt sich: Erwartung wird geweckt, steigert sich im Annähern an den Raumknick, Erfüllung geschieht im Erlebnis der Ausweitung, der Wahrnehmung des neuen Lichteinfalls, dem Erkennen des ausgestellten Objektes. Im Weitergehen klingt die Erinnerung an diesen Akt langsam ab – eine neue Aufmerksamkeit meldet sich.

Versuchen wir, einige erste Konsequenzen für die Gestaltung von Durchgangsräumen im Sinne der Zeitgestalt zu formulieren:

- Erwartungen müssen geweckt und zur Erfüllung gebracht werden;
- die Dauer dieses Prozesses muss optimiert werden, damit die Spannung nicht abreisst;
- wenn die Phase des Erinnerns an den Anfang der Erwartungsphase zurückkehrt, ist es wichtig, dass sich bei zeitlichen Abläufen Elemente wiederholen, um eine Kontinuität des Ablaufs zu gewährleisten.

Im Vivarium des Zoologischen Gartens in Basel ist ein solches Gestaltungsprinzip der Wegführung angewendet – man geht von Ereignis zu Ereignis, die Sinne werden voll in Anspruch genommen. Im Rhythmus von Zuwendung und Wegwendung spürt der Besucher kaum, dass er sich vorwärts und sogar aufwärts bewegt (Gestalter: Kurt Brügger, Riehen).

Die konsequente Anwendung der Gesetze der Zeitgestalt auf die Gestaltung der Architektur muss erst noch methodisch erarbeitet werden.

Ich hoffe, durch meine Hinweise und die gezeigten Beispiele einige Anregungen gegeben zu haben zur Förderung von Wohnkultur und Lebensqualität in jeder Art von Heim oder Wohnung.



Die Reinigung von Alters-, Kranken- und Pflegeheimen stellt ganz besondere, spezifische Probleme. Da braucht es einen beweglichen Partner. Die HASCO.

Ein sauberes Alters-, Kranken- und Pflegeheim ist keine Kostenfrage. Schon eher eine Frage des richtigen Partners. Die HASCO hat auf diesem Gebiet in der Schweiz Pionierarbeit geleistet. Das gibt wertvolle Erfahrung, von der Sie profitieren können. Die Zusammenarbeit mit uns entlastet Sie von allen Personalproblemen, bringt Ihnen individuell auf Ihren Betrieb zugeschnittene Lösungen und klar budgetierte Reinigungskosten. Fragen Sie uns an: 064-45 11 88. Es lohnt sich.

HASCO Spitalreinigung – die saubere Lösung.

HASCO Management AG

Ausserfeldstrasse 9, 5036 Oberentfelden, Telefon 064-45 11 88

Basel, Chur, Frauenfeld, Genf, Luzern, Renens, Schönbühl, Zürich